

Vom negativen Glück

Autor(en): **Wegmann, Alice**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

über sprechen. — Ich glaube, er hat nicht mehr als 50 Franken dafür bezahlt», und fügte unsicher hinzu: «Dann hätten wir ein gutes Geschäft gemacht.» «Ein hervorragendes Geschäft sogar», versetzte der Juwelier. Er nickte ihr zu, kaufte zwei Krawatten und ging zur Kasse.

Es war klar, dass er sich geirrt hatte, denn es wäre lächerlich gewesen, dass ein Vater, der ein Kollier im Werte von 10 000 Franken verschenken kann, seiner Tochter gestattet, in einem Warenhaus zu arbeiten.

Wir alle lachten. Die Geschichte erschien uns absurd. Aber unsere Aufregung dauerte nur kurze Zeit — wenigstens blieben wir nicht all zu lange im Unklaren über den Wert und die Herkunft des Schmuckstückes.

Der Personalchef rief an und verlangte Renate zu sprechen. Mir schien, als würde sie ein wenig blass über diesen Anruf. Auf alle Fälle sah sie bestürzt aus, während sie vor dem Spiegel ihr Haar ordnete, an ihrer Bluse zupfte und davoneilte. Selbstverständlich blitzte in uns allen der gleiche Gedanke auf und Fräulein Jedermann verlieh ihm als erste Ausdruck.

«Man wird ihr doch hoffentlich keine Unannehmlichkeiten machen», sagte sie. Und jemand anders meinte: «Wenn sie den Schmuck gestohlen hätte, wäre sie sicher nicht so töricht, ihn zu tragen.»

«Sie kann eine Hehlerin sein», gab der Abteilungsleiter zu bedenken. Aber das sagte er nur, weil er Renate nicht leiden konnte. Er machte dabei ein Gesicht, als hielte er es für natürlich, dass sie eine notwendige Diebin sei.

Die Spannung dauerte, bis Renate blass und aufgeregt zurückkam. Ich bemerkte sofort, dass das Kollier verschwunden war. Sie setzte sich auf einen Papierkorb und legte die Kette auf den Ladentisch.

«Das da ist mein Kollier», sagte sie. «Nicht das andere.» Wir betrachteten es und da wir es uns nie ganz genau angesehen hatten, fanden wir keinen Unterschied.

«Ist das denn nicht das gleiche wie vorhin?» fragte ich. Renate schüttelte den Kopf und lächelte geheimnisvoll, und als wir aufs höchste gespannt in sie drangen, erzählte sie: sie habe beim Chef einen Herrn angetroffen, der von einem bekannten Juwelierladen kam. Dort hatte sie ihr Kollier hingebracht, um einen neuen Verschluss anbringen zu lassen und es war verwechselt worden — man hatte ihr das unrichtige ausgehändigt, ohne dass

sie's in der Eile bemerkte. Natürlich gab sie das echte Schmuckstück zurück, und der Herr hatte ihr fünfhundert Franken geschenkt — als Finderlohn gewissermassen — ob wohl er eigentlich nicht dazu verpflichtet war. Sie zeigte uns das Geld und war entzückt.

Wir alle hielten es für einen Glücksfall. Nur der Abteilungsleiter behauptete später, in Wirklichkeit sei es ihr Verderben gewesen.

Renate benutzte nämlich das Geld für ein paar angenehme Ferientage in Arosa und lernte dort einen wohlhabenden Fabrikanten kennen, den sie heiratete. Aber die Meinung unseres Abteilungsleiters ist offenbar von seinem Pessimismus beeinflusst, er hat trübe Erfahrungen in der Ehe gemacht. Ich selbst habe Renate nach einiger Zeit wiedergesehen, mit echtem Schmuck, elegantem Pelzmantel und lächelndem Gesicht. Sie soll eine prächtige Villa am See bewohnen und ich weiss, dass sie einen breithüftigen «Amerikaner» fährt. Es hat somit den Anschein, als sei sie wirklich glücklich geworden und die Geschichte ist demnach rührend und schön und idyllisch ausgegangen.

Alice Wegmann

V O M N E G A T I V E N

G L Ü C K

Glück muss der Mensch haben. Oder er meint es wenigstens. Schliesslich geht es auch ohne. Das entdeckt, wer die erste Lebenshälfte hinter sich hat, ohne an gebrochenem Herzen gestorben zu sein.

Aber immerhin, so ein vierblättriges Kleeblatt, hingestreut am Weg, ist in keinem Lebensalter zu verachten. Ich pflückte es erfreut, in der frohen Hoffnung auf eine baldige Begegnung mit Fortuna, mit der ich leider nicht auf allzu vertrautem Fuss stehe. Die Frage war nur, ob mir das Glück in Menschengestalt entgegentreten, oder geduldig

im Briefkasten auf mich warten würde? Aber weder das eine noch das andere geschah, es stürzte zwar nicht vom Himmel, aber doch wenigstens von der Wand, zerschlug die blaue Keramischale auf dem Buffet, zerkratzte das Holz und landete mit Getöse und in etwas defektem Zustand auf dem Teppich. Das grosse Bild nämlich, welches an altersschwachen Schnüren befestigt, sich wie eine reife Frucht gelöst hatte.

Ich war offen gestanden nicht Lebenskünstlerin genug, um dieses Geschehen sogleich als Glück zu deuten, sintemal das Bild nicht zu den Greueln von jener Sorte gehört, wie sie sich oft mit erstaunlicher Hartnäckigkeit von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Während ich, assistiert von Tochter und Sohn, die Scherben der blauen Schale zusammennahm, erschienen sie mir vorerst nur als weitere Vorboten des erwarteten Glückes.

Der Briefkasten, den ich nicht ohne Herzklopfen öffnete, enthielt ein wohlvertrautes längliches Kuvert mit dem Aufdruck «Steueramt». Habe ich mir vielleicht aus Enttäuschung zu fest auf die Lippen gebissen? Jedenfalls bildete sich gegen Abend eine Blase, die eine rasche Höherentwicklung versprach. Sie auch noch als Vorbotin eines nahenden Glückes zu deuten, brachte ich nicht übers Herz.

Und so, getäuscht und enttäuscht von dem fetten vierblättrigen Kleeblatt, gelangten wir zu der Theorie vom negativen Glück. Sohn Paul legte den Grundstein mit der Bemerkung: «Es ist doch eigentlich noch ein Glück, dass das Bild keinem von uns auf den Kopf gefallen ist.» Unbestreitbar wahr, aber im ersten Augenblick nicht eben tröstlich. Indessen je mehr man sich mit einer Theorie, mag sie noch so absurd sein, befasst, um so mehr wächst sie einem ans Herz.

«Neben der Steuerrechnung hätte ich ja auch noch eine Arztrechnung im Briefkasten finden können, wären wir nicht immer so gesund gewesen», sekundierte ich. Und Paul frohlockte: «Und neben der blauen Schale hätte auch das ganze Geschirrbrett mit allen Tellern und Tassen stehen können. Da hätten wir einen Schäßigen mitgemacht.»

«Ja, wir sind noch einmal davongekommen», zitierte ich. Unbeeindruckt davon, meldete sich die noch nicht zwanzigjährige Haushalthilfe: «Aber das ist doch kein richtiges Glück.» Begreiflich, wer interessiert sich in diesem Alter schon für negatives?

Wir aber liessen uns durch den Einwand nicht verdriessen, unsere Theorie vom negativen Glück

weiterzuspinnen. Es war erstaunlich, was uns allen an Schicksalsschlägen erspart geblieben war. Glück ist ja relativ, im Unglück denkt man jeweils voll Verzweiflung, welches Glück es gewesen, wenn nur eben der betreffende Schadenfall nicht eingetreten wäre.

Warum sollte da ein vierblättriges Kleeblatt nicht auch einmal negatives Glück anzeigen, von dem wir ja alle soviel haben, dass ein ganzer Glückskleegarten als Vorbote nicht genügt?

Josef Kamp

L I E B E M A C H T

E R F I N D E R I S C H

Es muss wohl was Wahres daran sein, dass Liebe erfinderisch macht. Ein klassisches Beispiel gaben die Weiber von Weinsberg. Sie erhielten freien Abzug aus ihrer belagerten Stadt. Dazu durften sie als Notgut eine Bürde mitschleppen, die sie auf dem Rücken zu tragen vermochten. Sie schleppten ihre Männer auf dem Rücken davon, und die übertölpelten Belagerer machten lange Gesichter.

Aehnlich erfinderisch zeigte sich die Liebe in einem anderen Falle. Im Erbacher Schloss im Odenwald erwachte eines Nachts der grosse Kaiser Karolus. Arglos ans Fenster tretend, stellte er fest, dass es eben geschneit hatte. Er stellte aber noch mehr fest! Denn Imma, seine Tochter, trug von ihrer Kammer her seinen Geheimschreiber Eginhard, um dem Schnee keine männliche Spur zu hinterlassen, als heimlichen Liebsten auf dem Rücken davon.

Indes haben diese Liebesfälle mit wirklichen Erfindungen ja gar nichts zu tun. Dennoch aber weiss man um so einen Fall, und er dreht sich dazu noch um einen Pastor.

Der junge Pastor Lee amtierte seinerzeit in einem englischen Städtchen. Das Städtchen hiess